

Jon W. Schwarz

Die Hure des Todes

Band eins

Quarantäne

© 2016 Jon W. Schwarz

Autor: Jon W. Schwarz

Umschlaggestaltung, Illustration: Jon W. Schwarz

Lektorat, Korrektorat: Jon W. Schwarz

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors: Buchschmiede
von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at

ISBN: 978-3-99057-188-0 (Paperback)

ISBN: 978-3-99057-189-7 (Hardcover)

ISBN: 978-3-99057-190-3 (e-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Kapitel eins

1

„Sobald er eingeschlafen ist, nimmst Du meinen Revolver und erschießt ihn, keine Sorge er ist geladen!“, sagte Onkel Ron damals zu mir. Ich kann mich noch gut erinnern, ich war gerade mal 12 Jahre. Tränen füllten meine Augen, als ich ihm widersprach: „Nein – ich kann das nicht!“

„Es ist nicht schwerer, als einen Fisch zu töten, was ist Dein Problem?“, fragte er in seiner typisch rauen Art und zog dabei seine rechte Augenbraue hoch. Meine Stimme überschlug sich vor Aufregung: „Aber Capone ist kein Fisch, er ist mein Freund“, erwiderte ich in einem erstickten weinerlichen Ton. „Umso mehr ist es Deine Pflicht, Capone von seinem Leiden zu erlösen!“, forderte er erbarmungslos.

So sehr ich meinen Onkel auch bewunderte, so sehr hasste ich ihn auch, ein „Nein“ hatte er nie akzeptiert. Und die Kälte, die einem entgegenschlug, sollte man es wagen ihm zu widersprechen, konnte man nicht nur fühlen, man sah sie auch, wenn sie einem die Haare auf den Armen in die Höhe stehen ließ.

„Capone ist dein Hund, Du trägst die Verantwortung für ihn. Werde endlich erwachsen und handle wie ein Mann, erlöse ihn von seinem Leid!“

Wir diskutierten noch sicher eine Stunde, doch ich hatte gegen die Argumente und den Nachdruck, den mein Onkel diesen verlieh, keine Chance. Capone war gut zwei Jahre älter als ich und zeit meines Lebens ein guter, treuer Begleiter. Leider war er inzwischen alt und krank, und ja, ich habe letztendlich meinen Hund und Freund, Capone erschossen. Ich war wochenlang völlig verstört, hatte ewig Gewissensbisse deshalb, doch heute verstehe ich den Standpunkt meines Onkels. Sicher, wir hätten den Hund auch zum Tierarzt bringen können, um ihn von einem Fachmann einschläfern zu lassen, doch Onkel Ron wollte einerseits den Hund nicht länger, als nötig leiden lassen und andererseits wollte er mich lehren, Verantwortung zu übernehmen. Außerdem war er stets der Meinung, es sei wichtig das Leben als Ganzes zu sehen, inklusive Geburt und Tod.

2

An meinem siebenten Geburtstag im Jahre 1946, stand er plötzlich vor unserer Tür. Ich werde dieses Bild nie vergessen, in seinem Rücken stand die Sonne, sodass ich von ihr geblendet wurde und sein Gesicht nicht sehen konnte. Die wenigen Worte die er sprach, sind mir im Laufe der Jahre verloren gegangen, doch ich kann heute noch fühlen wie sich mein Magen zusammenzog. Wie sich meine Hände verkrampften

und meine Beine ihre Kraft verloren. Es schien, als würde mir jemand die Luft zum Atmen nehmen.

Dieser Fremde war ein Kamerad meines Vaters, eine Bekanntschaft die er in Europa machte. In einem dieser Lager, die in den 30er Jahren von den Deutschen gebaut wurden, lernten sie sich kennen. Als mein Vater eingezogen wurde, um im 2. Weltkrieg in Europa zu kämpfen, war ich gerade mal 4 Jahre und er kam nie zurück, ich konnte ihn nie kennenlernen. Doch Onkel Ron schien, durch die Geschichten meines Vaters, mich und meine Mutter recht gut zu kennen. Er versprach meinem Vater sich vor allem um mich zu kümmern, sollte er nicht in die Heimat zurückkehren. So war es dann auch, Onkel Ron besuchte uns anfangs mehrmals im Jahr, zahlte meine Ausbildung, überzeugte mich davon, nicht freiwillig zum Militäreinsatz in Vietnam zu melden und ermutigte mich immer wieder meinen Job nicht an den Nagel zu hängen. Er war ein weiser Mann, mit schier unendlichem Wissen über die Welt der Menschen und teilte gerne seinen geistigen Schatz mit mir.

Eines Tages stand er wieder vor unserer Tür und teilte uns mit, dass er ein Haus, in der Nähe von uns zu kaufen gedachte. Von da an, sah ich ihn jeden Tag und er wurde ein Freund meiner Mutter und zu einem Ratgeber von mir.

Zu Beginn hatte meine Mutter Angst vor ihm. Er war ihr unheimlich, sie fühlte sich unwohl in seiner Gegenwart.

Doch es dauerte nicht lange, bis sie ihm ihr Vertrauen schenkte und sie jeden ihrer Termine verschob, als sie erfuhr, dass Onkel Ron auf Besuch kam. Sie hielt sich stets im Hintergrund, störte nie unsere stundenlangen Gespräche und akzeptierte alle seine Empfehlungen bezüglich meiner Zukunftsplanung.

Als ich 8 Jahre alt war, lehrte er mich das Fischen, mit 10 die Hasenjagd. Er zeigte mir, wie man in der Wildnis Feuer macht und für seine Nahrung sorgt. *„Wenn Du Fleisch essen willst, musst Du auch das Tier erlegen und zubereiten können, allein aus Respekt dem Lebewesen gegenüber töte nur, wenn es nicht anders geht. Alles, was Du tust, hat Ursache und Wirkung, vergiss das nie!“*. Natürlich verstand ich es in so jungen Jahren nicht. Doch er sagte auch: *„Es ist so vieles geschehen in der Vergangenheit, es geschieht so vieles im Jetzt und Heute, und es wird noch so vieles geschehen in Zukunft, was der Mensch nie verstehen wird. Dinge, die der menschliche Verstand nicht in seiner Gesamtheit erfassen kann und die meisten Dinge davon, sollten wir nicht versuchen zu verstehen, sondern lediglich so akzeptieren, wie sie sind“*.

Heute stehe ich hier am Hafen von Tacoma der *„City of Destiny“* – meiner Heimatstadt. In der Hand halte ich in einem bronzenen Urnengefäß, die Asche meines verstorbenen Onkels.

Fast zwei Jahre lang habe ich das Gefäß in meinem Keller aufbewahrt und es nicht zu Stande gebracht, die Asche meines Onkels in den Pazifik zu streuen. Nicht etwa weil ich zu traurig über sein unerwartetes Ende war, sondern weil ich mir nicht sicher war, ob ich ihm jemals verzeihen werde können. Doch nun bin ich mir sicher, ich kann und will diesem alten Henker nie verzeihen. Nicht nachdem was er mir vererbt hat.

Wenige Tage vor seinem Tode saßen wir gemeinsam auf seiner Terrasse, er wollte mit mir sprechen und meinte, dass die Zeit nicht reichen würde alles zu erzählen, doch die für mich wichtigsten Ereignisse aus seinem Leben wollte er unbedingt an mich weitergeben.

Es war wohl einer jener Tage, in dieser Jahreszeit, an denen man zum letzten Mal im Sonnenschein das herbstliche Farbenspiel der Bäume bewundern konnte. Es war wohl auch der letzte Sonnenschein im Herbst meines Onkels.

Langsam, kaum merklich schob er das Glas, mit dem in der Sonne warm gewordenen Bier, über den vor sich stehenden Tisch. Ich kannte Onkel Ron seit fast 30 Jahren, doch habe ich ihn nie zuvor weinen gesehen, bis heute.

„Mann, was machst denn du für ein Gesicht...? Du siehst ja aus wie...“, nun stockte mir der Atem, denn ich sah die Leere in seinen Augen, in einem Blick, der mir meine Worte nahm. Blass sein Gesicht und die Augen ruhten in tiefen Höhlen. Ich fragte nicht, ganz allein begann der Alte zu erzählen. Er griff in die Tasche seiner Hose und zog ein vergilbtes Blatt Papier daraus hervor.

Leise und heiser klang seine Stimme und es schien mir, als drohte jedes Wort in seinem Halse, wie ein Stück trockenes Brot, stecken zu bleiben. Die Sonne stand schon sehr tief. Lange Schatten legten sich gemächlich über den Rasen vor der Veranda. Die von Nikotin leicht gelben Finger umfassten das Glas mit der warmen Suppe, wie er sein Bier nannte. Er hob es hoch, um es daraufhin gleich wieder abzustellen, da er sich entschied eine Malboro aus einer zerknüllten Packung zu ziehen.

„Mein lieber Junge“, sagte er. „Ich bin 36“, schoss es mir durch den Kopf. „Weißt du, drüben am Fuße des Mount Rainier im Kaskadengebirge, östlich von Tacoma, erzählt man sich noch heute Legenden von damals. Manche sind reine Phantasie doch die Meisten, sind leider wahr. Ich werde dir die Wahrheit sagen, was ich dir nun erzähle, ist von großer Bedeutung, für dich und deine Zukunft!“. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich Angst in seinen Augen.

„Was willst du mir sagen Onkel, was ist eigentlich heute mit dir los?“, fragte ich ihn verstört und war mir nicht sicher, ob ich die Antwort hören wollte.

Nur der weit entfernte Ruf einer Frau, die ihren Sohn nach Hause rief und der Nachklang des Windes in den Bäumen, war die Antwort, die ich nur allzu gut kannte und die ich nun auch erhielt.

Wortlos schob der alte Mann den Zettel, durch eine schon fast eingetrocknete Spur aus altem Kaffee, zu mir her. „Na dann wollen wir mal“, sagte ich und streckte meine Hand nach dem Schreiben aus. Doch seine Hand ruhte weiterhin auf dem Papier, als er sagte: „Warte noch mein Junge“, mit seiner rauchigen, leisen Stimme. „36 mein Freund“ (wiederholte ich wieder aber nur in meinem Kopf). Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „die Kathedrale von Florenz mit ihrem herrlichen, mächtigen Giotto's Glockenturm, ein wahrhaft weithin sichtbares Monument der Macht.“ Nun lag eine tiefe Abscheu in den leisen Worten des alten Mannes.

„Doch gegen den Schwarzen Tod helfen keine Gebete, auch dann nicht, wenn man Sühne tut, Sündenböcke wurden gesucht und viele Menschen mussten sterben. Heerscharen von Ratten fraßen die Ernte weg, Hunger, Elend und Tod wüteten ungehindert weiter, als ein Fremder in die Stadt kam.“

Ich verstand gar nichts, was wollte er mir sagen, was hat Florenz und die Pest mit mir zu tun. Für einen Augenblick machte ich mir Sorgen um den Geisteszustand meines Onkels, doch dann erinnerte ich mich an seine Worte: *„Man sollte nicht versuchen alles zu verstehen, manchmal ist es besser, Dinge einfach zu akzeptieren.“*

So tat ich, als wäre dies ein völlig normales Gespräch und versuchte wenigstens, in der Geschichte selbst, einen Sinn zu sehen.

„Ein Fremder?“, unterbrach ich sein Reden. *„Was meinst du mit ein Fremder kam in die Stadt? Redest du von einem Mann?“*, fragte ich verwundert, denn ich konnte nicht verstehen, was ein Mann, ein Fremder mit Hunger und Tod zu tun haben könnte.

„Warte!“, wies mich mein Onkel zurück und erzählte mir lange und sehr ausführlich eine schier unglaubliche Geschichte von einem Mann, der die Hölle sein Zuhause nannte und von einer Frau, die in dieser Hölle zur Hure eines Mannes wurde, eines Mannes, der den Namen Mensch nicht mehr verdiente.

Nach langem Ringen und viele Jahre später konnte ich meinem Onkel noch immer nicht verzeihen. Doch ich schrieb diese Zeilen nieder, in der Gewissheit ein Erbe angetreten zu haben und in der Hoffnung, es irgendwann an jemanden weitergeben zu können. Nie war es mir so bewusst wie heute, dass sein Erbe

an mich, mehr ein unendlicher Fluch ist als ein von Gott gegebener Segen.

Kapitel zwei

1

Mitte Mai 1348, Italien, Florenz

„Drei“, sagte sie und ließ ihren Blick weiter über den Rücken ihres Mannes gleiten.

„Drei?“, vergewisserte er sich fragend, wobei er seine Augen nicht mehr offen halten konnte und sie ihm schwer, wie Blei zufielen.

„Ja, drei – nein, vier“, verbesserte sie ihre Auskunft und war über ihre ruhige Art selbst verwundert, denn sie wusste, dass ihr Mann sterben würde.

„Eiter?“, kam nun seine nächste Frage, allerdings sehr müde und kraftlos, kaum noch zu verstehen.

„Ja leider, tut das weh?“, antwortete ihm seine Frau fragend, während sie aus einem kleinen Trog, ein wenig von dem alten Essig auf seine Wunden tropfte.

„Nein, aber der Essig brennen, äh brennt, wollte ich sagen“, stammelte ihr im Fieber liegender Mann.

„Riccardo?...“, entfuhr es ihr und man konnte die Angst in ihrer Stimme hören. *„Der Medicus wird bald hier sein, ich habe gehört es sind sehr viele krank und die Leute auf der Straße tragen nun Tücher vor dem Mund, sie verbarrikadieren ihre Fenster.“*

„Sie nunagechln ihre Nenster?“, fragte Riccardo verwirrt und sah seine Frau, aus in tiefen Höhlen liegenden roten Augen an.

„Dein Fieber steigt, nimm die Decke, ich bin bald wieder hier“, sagte sie noch, während sie das Zimmer verließ, einer seiner Beulen brach auf und sein leises „Elena“ konnte sie auf dem Weg zum Medico Peste nicht mehr hören. Einen gellenden Schrei auf der Straße, einen dumpfen Schlag auf den Kopf, das Fallen eines toten Körpers, konnte er ebenfalls nicht mehr hören, denn Tote hören nicht.

Schon vor Tagen trieben sie diejenigen mit dem „Schwarzen Tod“ aus der Stadt, danach ihre Angehörigen, doch ab jenen Tage nicht mehr, von nun an wurden sie erschlagen.

2

Bilder verschwimmen im Laufe der Zeit, aber wenn ein Fuhrwerk so schwer mit Leichen beladen wurde, dass es im schlammigen Morast der Straße stecken blieb, weil Tote im Weg lagen, vergisst man es nicht. Und bevor ein Land brennt, brennt eine Stadt, aber begonnen hatte es, mit einem Gebäude,

das Haus an der Via del Condotta an der Ecke zur Piazza Signoria.

Eine schäbige Tür auf der Via del Condotta öffnete sich und eine Frau Mitte dreißig, in Lumpen gekleidet, drehte ihren Kopf. Da sah er ihr Gesicht, „*Elena*“, dachte er und schlug zu, „*Tut mir leid!*“, sagte er und wandte sich ab.

Noch bevor die Frau ihren letzten Atemzug machte und ein leises „*Lebe wohl!*“ zu ihrem sterbenden Mann, der im Fieberwahn hinter ihr im Haus lag, flüsterte, verschwand der Mann in der aufgebracht Masse der wütenden Bürger. Er konnte nicht sehen wie ein Wagen gezogen, von einer Handvoll Männern, mit den Rädern die Frau tief in den schlammigen Boden der Via del Condotta drückte und stecken blieb.

Wortlos und fast wie auf Kommando, eilten die Männer auseinander, keiner drehte sich um, nur einer blieb stehen. Er riss einem Jungen, einen von jenen, die die Szene beobachtet hatten, eine lodernde Fackel aus den Händen. Er schleuderte sie vorbei an den angezielten Wagen und durch ein dahinter befindliches Fenster, in das Haus an der Via del Condotta. Die Fackel kam noch in Flammen lodernd, neben der Decke die Riccardo nie erreichte zu liegen. Staubtrockene und nach Eiter faulende Luft begünstigten die Flammen.

Die Augen brannten und der beißende Rauch hing noch tagelang, in der nach Tod stinkenden Luft. Männer mit langen dunklen Kutten und Masken, die wie Vögel mit langen Schnäbeln aussahen, die „*Medici Peste*“, zogen durch die Stadt. Pest Doktoren, deren einzige Aufgabe es war die Gesellschaft von den Toten zu säubern. Es war nicht in ihren Sinnen kranken Menschen Linderung zu verschaffen und ihren Lieben Trost zu schenken.

Ihre einzigen Aufgaben bestanden darin, Erkrankte von ihrem Leid mittels eines gewaltsamen, unfreiwilligen Todes zu erlösen, ihre toten Leiber zu entsorgen und die Ansteckungsgefahr zu bannen, indem sie auch dem Leben ihrer Mitbewohner und Angehörigen ein jähes Ende setzten. Sie stopften Kräuter in ihre Schnäbel, um den beißenden Geruch nach Eiter, Auswurf und Verwesung besser ertragen zu können, in der Hoffnung die Mischung von getrockneten Heilpflanzen, könnte sie vor einer Ansteckung bewahren. Sie weinten nicht mehr, sie funktionierten nur noch, sie taten ihre Pflicht unerkannt, versteckt hinter ihren Masken.

3

Die „*Medici Peste*“ luden ihre Toten in Karren und fuhren sie durch Gassen und Straßen bis am Rande der Stadt. In gut zehn Fuß tiefe Löcher, die wir die Pestgruben nannten, wurden die Kadaver entsorgt. Unaufhörlich wurden die Leichen aus der Stadt gebracht und die Gruben schnell mit Erde bedeckt, doch es begann zu regnen. Zuerst blieben die Karren im Schlamm der Straßen stecken, doch schon bald füllten sich die Gruben mit Wasser und die aufgeschwemmten Leichen der Bürger kamen über den Rand. Nur wenige Tage nach Ausbruch des Regens kamen die Toten in die Stadt zurück. Der Gestank nach Fäulnis und Fieber, der Geruch des Todes beherrschte die Gassen.

Die wenigen noch verbliebenen, verließen ihre Häuser und kamen auf die Straße, sie verließen die sterbende Stadt und gingen in die Quarantäne.

„*Quaranta giorni?*“, fragte der neben einer Bäuerin hergehende Francesco. „*Si, Quaranta giorni, wenn wir es überleben*“, gab die Bäuerin trocken zurück. Sie schleppte sich müde über die schlammige Straße hinter den vor ihr hergehenden Bauern, Arbeitern und anderen „*einfachen*“, ihr Leben lang hart arbeitenden Menschen, Pöbel, wie sie gerne von der betuchten Gesellschaft genannt wurden, nach.

„Aurelia, meine Frau ist in der Quaranta. Schon vor Tagen ist sie gegangen, sie meinte, es sei besser so. Wir sollten nicht sterben, nicht hier und nicht jetzt.“, sagte Francesco, wobei ihm seine Stimme versagte, nur ein leises Schluchzen kam über seine Lippen, als die in der Ferne gelegenen Hügel, hinter denen sich das Dorf, die Quaranta befand, näherkamen.

Viele Bewohner, hauptsächlich die aus der Mittel- und Unterschicht von Florenz verließen ihre Heimat. Manche freiwillig, doch die meisten von ihnen wurden aus der Stadt gejagt oder flüchteten, um nach dem Tod eines Angehörigen nicht zu Opfern von den Pest-Doktoren zu werden. Nun stapften sie in einem langen Menschenzug, über den Morast der Straße den Hügeln und der Quarantäne entgegen.

Ein Zug aus Blut, Eiter und Hunger zog sich, wie eine verwundete Schlange durch den Morast, nur mit dem einen Unterschied, dass eine Schlange, auch dann nicht, wenn sie verwundet ist, Tote verliert.

Eine letzte kleine Anhöhe, ein letzter Strauch, an dem man müde vorüber ging, der letzte Schritt eines Weges, den niemand gehen wollte und den dennoch viele gingen.

Die Anhöhe erstreckte sich vom Osten über einen Kamm nach Süden und riegelte das Tal förmlich nach außen hin ab. Ein dichter Nadelwald umfasste es von Norden und nur ein

schmaler Durchgang im Westen erlaubte einen Zugang, was einem jedoch zu denken gab, wenn man die mit Stöcken und Heugabeln ausgerüsteten Bauern sah.

„Das ist kein Dorf, es ist ein Lager, aus dem man nicht wieder in die Freiheit gelangen kann, weg hier“, schoss es Francesco durch den Kopf, als er sich umdrehte und von der Anhöhe wieder nach unten gehen wollte.

„Na wohin denn so eilig?“, drang ihm eine wohlbekannte Stimme ins Ohr. Francesco erkannte Marius an seiner schroffen Art und an seiner Stimme, die immer rauer zu werden schien. Ein Griff wie aus Marmor umfasste Francescos Arm und noch bevor er reagieren konnte, verloren seine Beine den Halt und die Welt begann sich zu drehen. Ein Lächeln umspielte das Gesicht von Marius, als er den alten Mann in die Tiefe fallen sah.

Der Morast und eine Pfütze aus Wasser und Blut dämpften seinen Fall, Francesco blieb einfach liegen, das Fieber sendete ihm einen Gruß und ließ seinen Körper frösteln. Der kühle Regen in seinem Gesicht tat ihm gut, jedoch wusch er ihm auch Eiter aus einer aufgerissenen Pestbeule in den Mund.

Es waren wohl Stunden vergangen, als ein Strahl der Sonne ihn durch einen Riss in dem vor ihm hängenden Tuch, ins Auge schien und weckte.

„Gott sei mit dir“, hörte Francesco eine leise Stimme, wie aus einer fernen, fremden Welt in sein Bewusstsein sickern. „Er hat damit nichts zu tun, dies ist nicht sein Werk“, vernahm er von einer ihm wohlbekannten Stimme.

„Aurelia?“, flüsterte er kaum hörbar und schief wieder ein.

Stunde um Stunde, viele Tage, Tag und Nacht, wachte Aurelia und pflegte ihren Mann. In den wenigen Momenten, an denen Francesco seine Augen im Fieber öffnete, erkannte er seine Frau nicht. Nur um Wasser oder Brot zu holen, verließ sie die Hütte, die sie nun ihr Zuhause nannte. Nun ja und auch wenn sie ihre Kräuter holte, die sie zur Genesung ihres Mannes brauchte, blieb er alleine. Die Kräuter, die sie von den Wachen bekam, besorgte die Frau meist spät abends, als sich die im Fieber liegenden nicht mehr bemerkbar machten.

Sie verließ die Hütte in den späten Abendstunden und kehrte erst in den Morgenstunden zu uns zurück. In den letzten Tagen, an denen es ihrem Mann sichtlich besser ging, besorgte die Frau jeden Abend die Kräuter. Doch ich konnte sehen, wie sie sich nach dem Kräuter holen, in das Zelt schlich und sich versuchte zu reinigen, bevor ihr Mann bemerkte, dass seine

Frau nicht in seinem Bett lag. Ausgezehrt und müde schlief die Frau nur wenige Stunden, keine Beulen, kein Fieber, nur die bleierne Müdigkeit zeichnete sich in ihrem besorgten Gesicht ab.

Kapitel drei

1

Ich war einer der wenigen, die von Anfang an, in das Tal, in die Quarantäne gegangen waren. Zuerst kam nur eine Handvoll freiwillig und im Glauben ihre Lieben zu Hause vor dem Schwarzen Tod schützen zu können. Doch schon bald kamen sie in Scharen, gezwungen, vertrieben, mit der Hoffnung nach 40 Tagen unversehrt und von der Pest verschont, wieder nach Hause zu kehren oder hier zu sterben. Die Frau vor mir - Aurelia war eine von ihnen.

Nun fristete ich schon tagelang hier und wartete auf das Ende meiner vierzig Tage. In einer aus Tüchern und Stöcken gefertigten Hütte, welche nun mein Zuhause war, lebte auch Aurelia mit ihrem Mann, der zwei Tage zuvor von der Anhöhe gestürzt war.

Mit den Ellenbogen auf meine Beine gestützt und das Kinn in den Händen ruhend, sah ich dieser Frau zu, wie sie ihren schon fast toten Mann pflegte.

Schon immer faszinierte mich die aufopfernde Hingabe einer liebenden Frau. In dieser Hölle aus Elend und Tod, kam sie mir so fremd und eigenartig vor, dass ich schon fast zu vergessen begann, wo wir hier eigentlich waren.

„KOMM SCHON!“, die Stimme eines Knechtes, der nun zu einer Wache aufgestiegen war, dröhnte mir in den Kopf, erschrocken riss ich die Augen auf und erkannte im Halbdunkel des Abends den Umriss eines Mannes.

„Kräuter abarbeiten“, konnte ich zwischen seinem Schmatzen vernehmen. Jene, die es sich leisten konnten kauten nun auf einem Gemisch aus Kräutern und einem gelben Öl, welches an ihren Mundwinkeln immerzu aus dem Mund zu rinnen schien.

Noch lag ich auf dem Rücken auf einer Decke, die den Namen nicht verdiente, auch wenn ein Stoff so dreckig ist, dass man die Farbe nicht erkennt, so ist sie dennoch ein Schutz, vor der Kälte der Nacht. Dass jemand seine halben Eingeweide auf meiner Nachtunterlage verteilte, während ich schlief, hätte ich längst vergessen, wenn der Gestank und die an der Decke nagenden Ratten mich nicht stets daran erinnert hätten.